

ZEICHEN ZWISCHEN MYTHOS, REVOLUTION UND KOMMERZ

EIN BLICK ZURÜCK AUF DIE DISKUSSIONEN UM DIE CHINESISCHE SCHRIFT IM 20. JAHRHUNDERT¹

Gotelind Müller

Meine sehr verehrte Damen und Herren,

lassen Sie mich meinen heutigen Vortrag mit zwei Zitaten beginnen:

Zitat 1: „Die Welt ist der Meinung, dass diejenigen, die chinesische Schriftzeichen beherrschen, weise und ehrenwert sind, während diejenigen, die keine Schriftzeichen kennen, einfältig und dumm sind“ – so der chinesische Gelehrte Zheng Qiao im 12. Jh. („Tong zhi“ / Annalen [DeFrancis 1984:1]).

Zitat 2: „Das Malen von Gegenständen kommt den wilden Völkern zu; die Zeichen für Wörter und Sätze den barbarischen Völkern; das Alphabet schließlich den zivilisierten Völkern“ – so Jean-Jacques Rousseau („Essai sur l’origine des langues“ / Derrida:11).

Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich im Grunde heute noch die Diskussion um die chinesische Schrift. Während sie den einen als Inbegriff der Zivilisation erscheint, ist sie für die anderen „barbarisch“ oder – feiner gesagt – „archaisch“, und diese Positionen verteilen sich nicht nur nach Ost und West, sondern verlaufen zuweilen durchaus quer dazu. Konstant jedoch bleibt die Annahme einer grundsätzlichen Andersartigkeit. Im Westen vermutete man lange Zeit, dass die chinesischen Schriftzeichen – im Gegensatz zu den im Abendland gängigen Alphabetschriften – Ideen direkt repräsentierten, woraus sich der auch heute noch

¹ Vortrag an der Universität Heidelberg, 28. 10. 2002

gängige Begriff der „Ideographie“ ableitet. Um nur ein berühmtes Beispiel anzuführen: Leibniz erhoffte sich anfänglich von der chinesischen Schrift ein Potential für die von ihm anvisierte Universalschrift, die direkt zum Geist in Beziehung stehe und nicht zu den partikulären Einzelsprachen. Auch wenn ihm dann die chinesische Schrift als nicht logisch genug gebaut und im Zeichenschatz als zu umfangreich für eine sinnvolle Handhabung erschien, sah er in ihr gewissermaßen eine stumme Schrift des Denkens. Das Bild der chinesischen Schrift, die immerhin im Gegensatz zu den Hieroglyphen oder der Maya-Schrift sich noch regen Gebrauchs erfreute und erfreut, fungierte im Westen seither – um Jacques Derridas Formulierung aufzugreifen – „als eine Art europäische Halluzination“ („Grammatologie“ S. 142, vgl. Palumbo-Liu S. 159). Trotz dieser Erkenntnis befreite im Übrigen auch Derrida selbst bei seiner Attacke auf den Logozentrismus als Metaphysik der phonetischen Schrift die chinesische (und sekundär die japanische) Schrift nicht ganz aus der Dichotomie von westlich/alphabetisch bzw. phonetisch versus chinesisch/a-phonetisch. In etlichen gängigen westlichen Werken über Schriftentwicklung findet sich diese Grundannahme eines prinzipiellen Gegensatzes zwischen Alphabetschrift (inkl. Silbenalphabeten und Konsonantenalphabeten) auf der einen Seite, und der chinesischen Schrift, über deren genaue Definition allerdings heftig gestritten wird, auf der anderen – China also einmal mehr als das „ganz Andere“. (Kritisch dazu Yan Zhenjiang: „Schriftsystem, Literalisierung, Literalität“).

In China selbst beschäftigte man sich natürlich auch eingehend mit der eigenen Schrift, i.d.R. im Rahmen der sog. „xiaoxue“ (wörtl.: Kleine Lehre bzw. Philologie). Traditionellerweise begriff man die Anfänge der eigenen Schrift im Sinne der klassischen Darstellung, wie sie Xu Shen um 100 n. Chr. in seinem berühmten Zeichenkompendium „Shuowen jiezi“ (Erläuterung der einfachen Zeichen und Analyse der komplexen Schriftzeichen) gab, wobei er de facto diverse zuvor bestehende Überlieferungslinien kombinierte: Demnach habe der mythische frühe Herrscher Baoxi die Zeichnungen, Muster und Spuren in der Natur und bei den Tieren beobachtet und daraufhin angefangen, selbst Zeichen zu entwerfen, zunächst die Hexagramme des „Yijing“ (Buch der Wandlungen). Darauf sei Shennong gefolgt, der zu Aufzeichnungszwecken Knotenschnüre erfunden haben soll, und schließlich Cang Jie, der legendäre Minister des oft als Ahnvater der Han-Chinesen geltenden Gelben Kaisers, dem dann die Konzipierung der eigentlichen Schriftzeichen

zugeschrieben wird. (Nach ihm ist heute im Übrigen auch eine Computer-Eingabemethode für Schriftzeichen benannt).

Auch wenn heute kaum jemand mehr diese Version der Genese der chinesischen Schrift verfechten dürfte, so ist Xu Shen doch unter anderen Gesichtspunkten bis heute ein Meilenstein geblieben: Er unternahm nämlich den Versuch, zum ersten Mal in die Fülle der Schriftzeichen, die unter dem ersten chinesischen Kaiser Qin Shihuangdi Ende des 3. Jh.s v. Chr. in einer umfassenden Schriftreform bereits vereinheitlicht worden waren, nun Ansätze einer Systematik zu bringen. Abgesehen von seiner folgenreichen Einführung von Klassenzeichen (i.d.R., wenn auch etwas missverständlich, als „Radikale“ bezeichnet), entwickelte er auch seine maßgeblich gewordene Interpretation der schon zuvor in der Literatur gelegentlich erwähnten (und im Einzelnen zuweilen abweichend benannten) sechs Kategorien (liu shu), in die man die Schriftzeichen gliedern könne. Hiermit wird bis heute allgemein operiert, auch wenn gelegentlich Zweifel laut werden, wie sinnvoll bzw. sachgemäß diese Interpretation Xu Shens eigentlich ist (vgl. André Lévy), zumal – streng genommen – diese Kategorisierung in sich heterogen ist, da nur vier Kategorien das Bildungsprinzip betreffen, während die übrigen beiden sich auf die Verwendung der Zeichen beziehen. Nach dieser Einteilung gibt es Piktogramme, Symbole und semantische Zusammensetzungen (auf diese drei Kategorien stützen sich im Wesentlichen die Verfechter der Ideographie-These), semantisch-phonetische Kombinationszeichen, die den Löwenanteil am Zeichenschatz ausmachen, sowie lautliche Entlehnungen nach dem Rebusprinzip (auf diese beiden Kategorien beziehen sich im Wesentlichen die Gegner der Ideographie-These), und schließlich die letztlich unklare und zahlenmäßig kaum ins Gewicht fallende Restkategorie sogenannter „analoger Ableitungen“.

Während man sich also in China durch die Zeiten mit den einzelnen Schriftzeichen, ihrer Etymologie usw. befasste, wurde das Schriftsystem als solches – verständlicherweise – als Gegebenheit hingenommen. Zwar war China im Laufe seiner Geschichte nicht nur mit schriftlosen „Barbaren“ (um die chinesische Perspektive einzunehmen) in Berührung gekommen, sondern durchaus auch mit hochentwickelten Schriftkulturen, die eine Form von Alphabetschrift benutzten, namentlich im Rahmen des Vordringens des Buddhismus in China, und dies machte natürlich auch ein Bedenken der Andersartigkeit des Chinesischen bei der Übersetzungstätigkeit notwendig. Dennoch ist nirgends ein grundsätzliches Zweifeln oder

Infragestellen der eigenen Schrifttradition durch die Kenntnis von Schriftalternativen zu beobachten.

Dieses „Staunen“ an der chinesischen Schrift, wie es der Westen bis heute nicht los wird, setzte in China selbst erst sehr viel später ein, als die Selbstsicherheit des Imperiums schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde, nämlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zuvor hatten sich nur einzelne chinesische Gelehrte für Schriftalternativen interessiert, und hier sind primär diejenigen zu nennen, die zum Umfeld der frühen Jesuitenmissionare gehörten. Die ersten Missionare entwickelten um 1600 n. Chr. primär für sich selbst bzw. zum Erlernen der chinesischen Sprache, die ersten Romanisierungen des Chinesischen, welche wiederum bei einigen chinesischen Gelehrten auf Interesse stießen. Schließlich wurde damit zum ersten Mal eine Alphabetschrift auf das Chinesische selbst angewandt. Dennoch blieb dies zunächst Episode.

Vom frühen 19. Jahrhundert an griffen nun protestantische Missionare den Faden auf und entwickelten ihrerseits – zunächst als Lernhilfe für sich selbst, dann aber auch als Bekehrungsmittel für die überwiegend illiterate Bevölkerung – mehrere Romanisierungen. Dabei legten sie – im Gegensatz zu den einst sich nur an die Literaten-Beamten-Schicht wendenden Jesuiten – die jeweiligen lokalen Dialekte zugrunde. Auch dies wurde von manchen Reform-gesinnten chinesischen Intellektuellen durchaus verfolgt.

Doch war es erst die vehemente Krise, in der China sich seit dem Vorrücken der imperialistischen Mächte und schließlich allgemein augenfällig nach der Niederlage gegen Japan im Chinesisch-Japanischen Krieg 1894/95 befand, die nun erste innerchinesische Reformvorschläge für die eigene Schrift zeitigte. In der Anfangsphase war der Einfluss der missionarischen Vorbilder insofern deutlich, als sich das Bestreben der dabei engagierten chinesischen Intellektuellen darauf richtete, eine auf den lokalen Dialekten basierende Lautschrift zu schaffen. Allerdings sollte dies nun nicht zur christlichen Unterweisung führen, sondern Chinas Bevölkerung „verbessern“, indem literalisierte Bürger einen stärkeren Staat schaffen würden, welcher dann – wie Japan es vorgemacht hatte – sich von der Bevormundung der imperialistischen Mächte würde befreien können. Ohne Literalität keine Bildung, und ohne Bildung keine Stärke und kein Reichtum, so die Logik.

In dieser ersten Phase bis zum Ende des Kaiserreiches 1911 wurden zahlreiche Schriftreformpläne entwickelt, wobei einige dem Missionarsbeispiel der Romanisierung

prinzipiell folgten, während andere für ein „nationaleres“ Aussehen der anvisierten Lautschrift plädierten. Da inzwischen zahlreiche junge Intellektuelle im Westen oder in Japan studierten und somit andere Sprachen und Verschriftungssysteme intensiver kennenlernen konnten, variierten die Vorschläge von einer Anlehnung ans japanische Beispiel eines nationalen und von den Schriftzeichen abgeleiteten Silbenalphabets (kana) bis zur regelrechten Übernahme des lateinischen Alphabets. Dabei sollte man erwähnen, dass eine parallele Diskussion in Japan bereits seit dem Beginn der Meiji-Zeit (ab 1868) geführt wurde. Dort war die radikale Forderung, Japanisch gänzlich abzuschaffen und statt dessen Englisch einzuführen, zwar schnell beiseite gelegt worden, doch konnte sich die Kana-Bewegung einige Zeit behaupten, die für eine ausschließliche Schreibung in Kana (wie in der Heian-zeitlichen rein japanischen Literatur schon exerziert) plädierte, und somit die Schriftzeichen (also den chinesischen Import) beseitigen wollte. Aber auch die Einführung des lateinischen Alphabets wurde in Japan von den sogenannten Rōmaji-Verfechtern propagiert.

Auf chinesischer Seite wurde nun ebenso darüber diskutiert, ob man das Chinesische als solches abschaffen und durch eine andere Sprache (Englisch oder Esperanto) ersetzen solle, oder ob man besser zu einer westlich-alphabetischen Schreibweise überginge, oder aber ob man eine eigene Lautschrift schaffen müsse. Wie wohl wenig erstaunlich, hing die Antwort darauf auch stark von der politisch-kulturellen Einstellung ab. Hauptproblem bei der Frage nach einer wie auch immer gearteten Lautschrift war, was als Sprachstandard, der dann verschriftet werden sollte, gelten könne. Bekanntlich weichen die von Han-Chinesen gesprochenen Dialekte bzw. Sprachen (je nach Definition) erheblich voneinander ab. In Japan hatte man – ohne große Probleme – den Tokyo-Dialekt zur Grundlage erklärt. In China war dies nicht so einfach. Es gab daher den Vorschlag, sich aufgrund der gemeinsamen genetischen Wurzeln der diversen chinesischen Dialekte einfach auf eine frühere Sprachstufe zu begeben, wie Zhang Binglin etwa mit Bezug auf klassische Reimbücher propagierte. Entsprechend schuf er auch ein an archaischen Schriftzeichen orientiertes Lautsymbolsystem, das zur Grundlage des noch heute in Taiwan gebrauchten Lautannotierungssystems wurde (zhuyin fuhao bzw. volkstümlich Bopomofo). Spätere namhafte chinesische Linguisten wie Wang Li oder Zhao Yuanren sollten den Gedanken des historischen Rückgriffs wieder aufnehmen, um eine interdialektale Lautschrift zu entwickeln, diesmal allerdings in romanisierter Form. Die zugrunde liegende These von Sprache als Organismus wurde jedoch

von anderer Seite heftig kritisiert und als traditionalistisch bis reaktionär eingestuft. Im Sinne eines modernen Nationalstaates brauche China ein modernes, demokratisches und kommunikationsfreundliches Medium. Entsprechend setzte man 1913 in der ersten Versammlung für eine Nationalsprache, die dann zur Verschriftung anstand, auch das Wahlverfahren ein, d.h. man stimmte über die Aussprache der einzelnen Schriftzeichen bzw. der von ihnen repräsentierten Morpheme einfach ab.

Wenig später, nämlich ab den späten Jahren der zweiten Dekade des 20. Jahrhunderts, zur Zeit der Vierten-Mai-Bewegung, wurde die chinesische Schrift nun wiederum ein heiß debattiertes Thema. Der schon früher gelegentlich erschollene Ruf nach Abschaffung der Zeichenschrift erschallte nun lauter, diesmal auch von ausgebildeten Linguisten. Unverkennbar ging es nun nicht mehr nur darum, durch Imitation dem bewunderten Westen möglichst viel abzuschauen (inkl. der Schrift), sondern die Diskussion um das eigene kulturelle Erbe hatte sich inzwischen in China von westlichen Sichtweisen beeinflussen lassen. M.a.W.: westliche Bewertungen – und z.T. auch Missverständnisse – wurden nun von einigen maßgeblichen Intellektuellen fraglos nach China zurückgetragen, so auch die Dichotomie von „China und der Westen“ bzw. China als ganz anders als der Rest der Welt. Chinas „Bilderschrift“ – so schrieb man nun auch in China – sei „archaisch“, „primitiv“ und nicht auf der geistigen Höhe der lautlichen Repräsentationsleistung des lateinischen Alphabets (andere Alphabete interessierten unter dieser Perspektive natürlich nicht). Solcherlei Thesen wurden im Westen noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts von dem einflussreichen Theoretiker Ignace Gelb vehement vertreten, dessen evolutionäres Schriftentwicklungsschema von der Bilderschrift hin zum ausgereiftesten Alphabet, dem griechisch-lateinischen nämlich (man erinnere sich an das eingangs erwähnte Rousseau-Zitat), z.T. bis heute nachwirkt. Aus chinesischer radikal-reformerischer Perspektive lag der Schluss also nahe, dass mit einer offensichtlich retardierten, auf einem frühen Entwicklungsniveau stehengebliebenen Schrift keine modernen, wissenschaftlichen Inhalte transferiert werden konnten, die Zeichenschrift somit einen Modernisierungsbremsklotz darstelle. Einen Widerhall findet dieser Gedanke noch bei manchen neueren Beiträgen zu der Frage, worin Chinas naturwissenschaftlich-technisches „Defizit“ begründet sei. Auch die in diesem Zusammenhang geäußerte Vermutung, zunächst von Westlern artikuliert, dass die chinesische Sprache und Schrift an

sich logisches Denken erschwere, findet sich schon bei chinesischen Intellektuellen des frühen 20. Jahrhunderts und hat im Westen mancherorts noch immer Konjunktur.

Die radikalen Positionen der Vierten-Mai-Zeit wichen bald dem etwas pragmatischeren Bemühen um die konkrete Entwicklung verbindlicher Romanisierungsformen als erhoffte Annäherung an den alphabetischen Weltstandard. Zunächst waren die diversen Romanisierungsentwürfe als Ersatz für die Zeichenschrift konzipiert, bald aber im sich abkühlenden revolutionären Klima nur noch als Ergänzung dazu. Neben der eher theoretischen Diskussion um Sinn und Zweck der Schrift legte man nun den Schwerpunkt wieder auf die Literalisierung der einfachen Bevölkerung, die man sich entweder von der Romanisierung oder von der Reduktion von Schriftzeichen auf das Minimum erhoffte. Während die linguistisch ausgereifteste Romanisierung, „Guoyu luomazi“ (Romanisierung der Nationalsprache), die noch heute in Taiwan eine gewisse Rolle spielt, nie in größerem Stil in der Volkserziehung eingesetzt wurde, obwohl sie von der GMD-Regierung offiziell verabschiedet worden war, erreichte die um 1930 von chinesischen und sowjetischen Linguisten entwickelte „Latinxua sinwenz“ (Neue Lateinschrift) insbesondere in den 30er Jahren in kommunistisch besetzten Gebieten eine gewisse Erprobung. Im Gegensatz zu den Vätern der „Guoyu luomazi“, die meist in den USA ausgebildete Intellektuelle und Linguisten waren und sich – gemäß Regierungsvorgaben – an der am Peking-Dialekt ausgerichteten neu geschaffenen Nationalsprache orientierten, entwickelten die Väter der „Latinxua sinwenz“ in Anlehnung an die leninsche Sprachpolitik individuelle Latinisierungen verschiedener größerer Dialekte. Während die exakte „Guoyu luomazi“ sogar die Töne fest ins Schriftbild integrierte, orientierte sich die „Latinxua sinwenz“ primär an der Einfachheit.

Neben Romanisierung und „nationaler“ Lautumschrift war seit den 20er Jahren auch die Schriftzeichenbeschränkung etwa in der 1000-Zeichen-Bewegung des YMCA-Aktivisten Yan Yangchu alias James Yen eine Option für die Massenliteralisierung, zumal auch hier ein Blick auf Japan lehrte, dass die Begrenzung der Schriftzeichenmenge bzw. Definition der gängigsten Zeichen durchaus sinnvoll sein konnte. Eine Neuauflage dieses Ansatzes sollten Jahrzehnte später die Definitionen von verbindlichen Zeichencodes für die computergestützte Verarbeitung liefern.

Außerdem hatte man in Japan ebenfalls begonnen, einige Schriftzeichen in verkürzten Formen zu legalisieren, was in China dann in größerem Stil betrieben wurde. Durch die nicht-

stattgefundene Abgleichung der Zeichenvereinfachung entwickelten sich jedoch die Schriften Japans und der VR China, die die Zeichenvereinfachungen maßgeblich betrieb, noch weiter auseinander, was gerade in jüngster Zeit wieder zu heftigen Kontroversen über mögliche Vereinheitlichungen geführt hat.

Die Schriftzeichenvereinfachung in der VR China erreichte mit der in den 50er Jahren kompilierten und 1964 endgültig abgesegneten sogenannten Generalliste den Höhepunkt. Weitere Vereinfachungspläne in den 70er Jahren stießen auf so viel Widerstand, dass eine 2. Liste Mitte der 80er Jahre endgültig zurückgezogen werden musste.

Die Romanisierung, die vor 1949 gerade von kommunistischer Seite besonders betrieben worden war, gipfelte ebenfalls bereits in den frühen Jahren der VR in der Einführung des „Hanyu pinyin“ (Lautschrift des Chinesischen), einer Weiterentwicklung der „Latinxua sinwenz“, doch nun allein für die am Peking-Dialekt ausgerichtete Einheitssprache „Putonghua“. Während Sprachen anderer sog. Nationaler Minderheiten ebenso z.T. pinyinisiert wurden, fielen die diversen chinesischen Dialekte diesmal nicht mit unter die Rubrik „pinyinisierungswürdig“.

Nach den späten 50er Jahren erlahmte der Sprach- und Schriftreformelan in der VR. Pinyin wurde nur als Hilfsschrift eingesetzt, das ursprüngliche Ziel der Ersetzung der Schriftzeichen aufgegeben. Immerhin wurde zumindest versucht, durch offizielle Zeichenlisten die Gesamtmenge der gebrauchten und zu erlernenden Zeichen etwas zu steuern bzw. zu verringern.

Außerhalb der Grenzen der VR vollzog man solche Entwicklungen gar nicht oder nur teilweise mit. Während Singapur sich offiziell bemüht, für seine mehrheitlich chinesischen Bürger die Vorgaben der VR zu übernehmen, blieben Taiwan und Hongkong bewusst bei den Langzeichen, also den nicht verkürzten Formen. Auch das „Hanyu pinyin“ wurde nicht übernommen. Taiwan setzte in puncto Romanisierung bis vor kurzem weiter auf „Guoyu luomazi“. (Derzeit wird eine eigene pinyin-Variante favorisiert). In Hongkong bezog man sich in einer nicht-offiziellen Romanisierung auf das heimische Kantonesisch, was seit dem Hand-over 1997 zu gewissen Problemen führte.

Die Prosperität der Greater-China-Region wiederum hat in der nach-kulturrevolutionären Reformära in der VR zu gewissen Rückentwicklungstendenzen in dem Sinne geführt, dass vermehrt Stimmen laut werden, sämtliche Ansätze einer Schriftreform wieder rückgängig zu

machen. Da Taiwan beispielsweise Langzeichen benutzt, aber eine hohe Literalisierungsrate aufweist, belege dies – so die Schriftreform-Kritiker –, dass die Schriftzeichen weder zu kompliziert, zu elitär und somit literalisierungsfeindlich seien; noch müsse man auf ein westliches Alphabet umsteigen, um reich zu werden, denn Taiwan und natürlich Japan prosperierten trotz Schriftzeichen. Man könnte sogar mit Blick auf die besonders im Westen gern aufgestellte Behauptung eines Zusammenhangs von Alphabet und Demokratie (vgl. in *Saeculum*) weitergehen und auf die Koexistenz von Demokratie und Schriftzeichen in den beiden Ländern verweisen.

Seit den 90er Jahren ist daher die Frage der Schrift wieder besonders aktuell geworden. Nicht nur taiwanesisch-VR-chinesische Beziehungen und die damit verbundenen Kommunikationsprobleme bzw. das Gerangel um sprachliche Definitionsmacht stehen damit im Zusammenhang, sondern auch von außerhalb des eigentlich chinesischen Raumes, den man nun gern als „Kultur-China“ (*wenhua zhongguo*) definiert, wird das Thema wieder sehr beachtet. So kochte die in der westlichen Sinologie besonders in den 30er/40er Jahren geführte sog. Creel-Boodberg-Debatte über den primär ideographischen Charakter der chinesischen Schrift (so Creel) versus den primär phonetischen (so Boodberg) 1993 in dem einflussreichen „*Harvard Journal of Asiatic Studies*“ wieder hoch. Diesmal waren die Kombattanten Chad Hansen aus Hongkong und Marshall Unger aus den USA, ein Mitarbeiter von John DeFrancis, der die Ideographie-Gegner (und im Übrigen auch die generellen Schriftzeichen-Gegner) weithin bekannt verkörpert. Bezeichnenderweise argumentierte Chad Hansen von philosophischer Warte aus, Marshall Unger von linguistischer, doch die Schärfe der Auseinandersetzung stand der zwischen Creel und Boodberg in keiner Weise nach, so dass man fast an „Glaubenskämpfe“ gemahnt wird. Andererseits bemühen sich die Apologeten des Pazifischen Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Propagierung „Asiatischer Werte“ oder eines Modernen Konfuzianismus auch um die Neuentdeckung bzw. Neu-Erfindung der „Kultur-Sphäre der chinesischen Schriftzeichen“ (*Hanzi wenhuaquan* bzw. *Kanji bunkaken*), worin man ein über „Kultur-China“ hinausgehendes Verbrüderungspotential der Schriftzeichen-benutzenden Nationen diagnostiziert. Da die Gemeinsamkeiten über die Geschichte konstruiert werden, ist der Zugang zu den kulturellen Wurzeln wieder besonders wichtig und populär geworden. Einige VR-chinesische Intellektuelle plädieren entsprechend wieder für die Verbreitung von Langzeichen. Dass die seit dem 4. Juni 1989 in besondere

Legitimationsnöte geratene chinesische Führung die kulturtraditionalistischen Bestrebungen indirekt aus eigenem Interesse fördert, verstärkt diesen Trend noch zusätzlich. Die Langzeichen/Kurzzeichen-Frage beinhaltet daher eine Ambivalenz: Einerseits verbindet sich mit den Langzeichen der genannte Kulturtraditionalismus, zum anderen stehen sie aber auch gegen die „revolutionären“ Kurzzeichen für die Reformära mit der neuen Öffnung Chinas nach außen im Zuge verstärkter Internationalisierung (vgl. Scollon und Scollon). Extrem formuliert signalisieren die Kurzzeichen in dieser Perspektive einen diktatorisch intervenierenden Staat, während die Langzeichen mit Bildung, Geld und einer in der „großen“ chinesischen Tradition verankerten modernen Identität konnotiert sind. Der ökonomische Untergrund dieser Entwicklung offenbart sich u.a. darin, dass besonders der kommerzielle Sektor sich vielerorts lautlos von der offiziellen Schriftpolitik verabschiedet hat und neuerdings sogar dialektale Formen, besonders aus dem Kantonesischen (via Hongkong), in der VR in Mode gekommen sind. Auf Taiwan wiederum hat die wirtschaftliche Potenz zu einem neuen Selbstbewusstsein geführt, was u.a. im Rahmen der Suche nach einer eigenen Identität zu einer Aufwertung des Taiwanesischen (d.h. des südlichen Min-Dialektes) beigetragen hat, so dass etwa im literarischen Bereich mit der Verschriftung des eigenen Dialektes experimentiert wird.

Die Väter der Schriftreform in der VR China, meist Veteranen aus der Reformbewegung der Republikzeit und i.d.R. versierte Linguisten, sind dagegen in die Defensive geraten, und protestieren eher hilflos gegen Missachtungen offizieller Schriftpolitik. Da die Regierung selbst zu ihrer eigenen Schriftpolitik inzwischen eher indifferent steht, fruchten diese Proteste nur wenig (vgl. Vincent Durand-Dastès).

Außerdem fühlen sich die Verfechter einer gemeinsamen Schriftzeichenkultursphäre durch mehrere jüngere Forschungsergebnisse und Demontagen altgedienter Schriftreform-Argumente durchaus bestätigt. So ist der oft angeführte zwingende Zusammenhang von „komplizierter Schrift“ mit Illiteralität angesichts der erwähnten hohen Literalisierungsrate Taiwans oder Japans im Gegensatz zu beispielsweise einigen ja Alphabetschrift benutzenden südamerikanischen Staaten nicht mehr haltbar. Auch fühlt man sich durch internationale Schulleistungs-Vergleichsstudien darin bestätigt, dass chinesische bzw. japanische Kinder beileibe nicht nur ihr ganzes Schuldasein damit verbringen, Zeichen zu erlernen, sondern durchaus auch in allen anderen Fächern konkurrieren können, ja möglicherweise gerade durch

das Zeichenlernen die notwendige Lerndisziplin erwerben. Entsprechend seien sie dann auch im Ausland meist erfolgreich.

Andererseits wurde durch Popularisierungen neurolinguistischer Studien primär an Patienten mit aphasischen Störungen verbreitet, dass Schriftzeichen neurophysiologisch anders verarbeitet würden als phonetische Symbole. Während im letzteren Falle nur eine Hirnhemisphäre beteiligt sei, seien es bei den Schriftzeichen aufgrund ihres bildlichen Charakters beide Hemisphären. Daher könnten japanische Aphasie-Patienten beispielsweise Kanji wiedererkennen, nicht aber Kana. Daraus wurde schnell geschlossen, dass Schriftzeichen also „reicher“ seien bzw. gar, dass ihr Erlernen „intelligenter“ mache – gewissermaßen in Umkehrung des Hegel-Satzes: „Die Buchstabenschrift ist an und für sich die intelligentere“ (vgl. u.a. Derrida: „Grammatologie“ S. 11). Außerdem fühlten sich die Anhänger der Ideographie-These darin bestätigt, dass die Schriftzeichen unabhängig von der Lautung semantisch direkt zugänglich seien. Entsprechend wurden die Schriftzeichen gar als das internationale Medium der Zukunft gepriesen. Huntingtons Prophezeiung, dass das Chinesische das Englische als Weltsprache Nr. 1 ablösen werde, wäre somit auch neurophysiologisch begründbar.

Dennoch scheint der Optimismus der Verfechter einer gemeinsamen Schriftzeichenkultursphäre, die nicht nur in Greater China oder der US-amerikanischen chinesischen Diaspora sitzen, sondern z.T. auch in Süd-Korea sowie besonders in Japan, das bereits mehrere diesbezügliche Konferenzen abgehalten hat und wohl den entscheidenden Impuls gab, nur bedingt berechtigt. Zwar ist es richtig, dass das Computerzeitalter nicht das oft prophezeite Ende der nicht-alphabetischen chinesischen Schrift gebracht hat. Vielmehr hat der Computer das technologische Defizit, das im Schreibmaschinenzeitalter noch für die Verarbeitung von Schriftzeichen bestand, wesentlich verringern können. Dennoch bleibt selbst die elektronische Verarbeitung von Schriftzeichen im Verhältnis zu Alphabetschriften aufwendiger, was schon – etwas überzogen – als „orthographisches Dilemma Ostasiens“ bezeichnet worden ist (vgl. Hannas). Auch die Einheitlichkeit des Schriftzeichengebrauchs in der „Kultursphäre der Schriftzeichen“ ist bei weitem nicht gegeben. Eine Vereinheitlichung bzw. der politische Wille dazu ist – abgesehen von einigen terminologischen Vereinheitlichungsansätzen zwischen der VR China und Taiwan – auch nicht erkennbar. Vielmehr zeigt sich unter der Oberfläche der integrativen Funktion der chinesischen

Schriftzeichen, die diese historisch zweifellos ausgeübt haben, dass jede nicht-chinesische Sprache, sei es das Japanische, das Koreanische oder – früher – das Vietnamesische, die Schriftzeichen in eigener Weise adaptiert hat und ein chinesisches Monopol darauf nicht mehr anerkannt wird. Dies zeigte sich schon vor 100 Jahren, als man von Japan her mit einem gewissen Führungsanspruch vergeblich auf eine Vereinheitlichung der Schriftzeichen drängte (vgl. Zhang Binglin), und gilt auch heute, wie nicht zuletzt das Gezerre um den Unicode offenbart, welcher bestrebt ist, lokale Zeichenvarianten auf eine gemeinsame Form zurückzuführen. Trotz der Zusicherung, dass die lokalen Varianten sekundär verfügbar bleiben, erhitzt die Frage, welche Variante als „Standard“ definiert wird, die Gemüter und regt – wie auf zahllosen Internetseiten zu verfolgen – zu Spekulationen über Manipulationen der Entscheidungsfindung bei der internationalen, aber im Westen beheimateten Standardisierungsorganisation an. Die Virulenz der Thematik spiegelt somit alles andere als eine Harmonie der Partner im hypothetisch homogenen Schriftzeichen-Kulturkreis.

Außerdem ist es interessant zu vermerken, dass bei aller Beschwörung eines gemeinsamen Schriftzeichen-Kulturkreises in Ostasien (letztlich einer kulturellen Variante dessen, was man in Wirtschaftskreisen gern die Chop-stick-union nennt) de facto in den naturwissenschaftlichen Fachsprachen zumindest zu bemerken ist, dass Japan sich heute stark an westlicher, d.h. konkret englischer Terminologie orientiert, die mittels Katakana transliteriert wird, während man in China weiterhin eine semantische, übersetzende Wiedergabe bevorzugt (Rosner). Dem rein phonetischen Gebrauch der Schriftzeichen oder gar dem direkten Einsetzen westlicher Begriffe in Lateinschrift im Rahmen eines Schriftzeichentextes – ein in der Republikzeit noch weithin geübter Brauch – haftet immer das Odium des Unnatürlichen, eben des Fremdkörpers an. Wie weit jedoch die Toleranzgrenze für dieses Fremde reicht, ist durchaus nicht immer und überall gleich, was bedeutet, dass hier nicht nur sprach- und schriftimmanente Faktoren zu berücksichtigen sind. Vielmehr kann das Transliterieren auch mit Exaktheit, Internationalität und Modernität konnotiert sein. Andererseits ist die weitverbreitete Auffassung, dass im Falle des Chinesischen das Übersetzen an sich den Weg zum Original verstelle, weil die Zeichen als Einheit von Gestalt, Laut und Bedeutung stets eine vorgegebene Interpretation mitlieferten und somit den Begriff zwangsweise verzerrten, wie manchmal selbst in Sinologenkreisen apodiktisch angenommen, sicherlich überzogen, denn Fachterminologien erschließen sich letztlich durch Definitionen.

Ein *prinzipeller* Nachteil entsteht durch das Übersetzen nicht, eher ein zeitökonomischer, ist ja auch im Deutschen etwa in den Naturwissenschaften zu beobachten, dass heute viele englische Termini einfach belassen werden, ohne sich der Mühe zu unterziehen, deutsche Äquivalente zu suchen.

Sowenig man wohl auf häufig geäußerte apokalyptische Prophezeiungen von einem Ende der Schriftzeichen zu geben braucht, so wenig benötigt die chinesische Schrift eine Mystifizierung. Sie hat sich aus historischen Gegebenheiten heraus entwickelt im Zusammenhang mit einer konkreten Sprache: dem Chinesischen, und ist daran durchaus angepasst. Dies bedeutet nicht, dass man nicht theoretisch das Schriftsystem wechseln könnte – so hat man in den chinesischen Schriftreformdiskussionen im 20. Jahrhundert oft auf die Türkei und Vietnam geschaut. Es ist daher nicht die Frage der Möglichkeit, sondern die der Wahrscheinlichkeit. Dabei ist die allgemeine Feststellung, dass sich noch nirgends auf der Welt eine Kultur freiwillig von einer selbst entwickelten Schrift getrennt bzw. sie grundsätzlich verändert hat, sondern solcherlei Veränderungen der Schrift sich erst bei Übernahme in eine andere, strukturell anders gebaute Sprache einstellen, sicherlich bedenkenswert (Coulmas). In den Sprachen, die die chinesischen Schriftzeichen übernommen haben und weiter gebrauchen wie heute besonders noch das Japanische, hat sich ebenso ein Modus der sprachspezifischen Praktikabilität herausgebildet, der kaum in absehbarer Zeit verändert werden dürfte. So belegen auch Statistiken zum Schriftzeichengebrauch im Japan der Nachkriegszeit und – in geringerem Maße – in Süd-Korea (Nord-Korea benutzt nur Hangul), dass zwar eine generelle Tendenz zur Verringerung der Zeichenzahl bzw. zur verstärkten Ersetzung durch Kana bzw. Hangul zu bestehen scheint, dieser Trend sich aber sehr verlangsamt hat und nach Genres sehr variiert.

In China sind es jedenfalls gerade die politisch-weltanschaulichen Konnotationen wie das Bemühen um eine Neudefinition des „Chinesentums“ (der „Chineseness“), die sich an die chinesische Schrift und die Diskussionen um sie binden, und diese Identitätsbestimmung kann ideologisch unter mythisierendem, staatlich unter zumindest offiziell noch revolutionärem oder praktisch unter kommerziellem Vorzeichen erfolgen. In jedem Falle macht sie das Schriftproblem derzeit wieder einmal zu einer heiklen Frage, ja einem Politikum.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.